

30. Jhg. SEPTEMBER 2019 Nr. 9 (370)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Das Treffen mit Arno Surminski findet am 7 Oktober 2019 um 17 Uhr
in der Stadtbibliothek in Kętrzyn (plac Zamkowy 1)**

Der lange Weg

Arno
Surminski

Von der Memel
zur Moskwa

Roman

Der neue
Roman des
großen
Ostpreußen-
Chronisten

LANGENMÜLLER

Arno Surminskis neuester Roman (S.3)

Interview Mit Arno Surminski

„Der lange Weg“ – Das ganze Leid der einfachen Leute

Reinhard Tschapke

Er wird in diesem Jahr 85 und hat noch ganz viel vor. Der als Ostpreußen-Autor bekannte Schriftsteller legt jetzt mit „Der lange Weg“ einen Antikriegsroman vor – keine leichte Kost für seine zahlreichen Leser.

Frage: So schonungslos ging es lange nicht mehr in Ihren Büchern zu: massenhaftes Sterben, furchtbare Schlachten, blutiger Kampf von Mann gegen Mann...

Surminski: Ja, es geht recht grausam zu. Als meine Frau das Manuskript las, sagte sie: Ich kann bald nicht mehr weiterlesen, so schlimm ist das! Aber so war eben die Geschichte des napoleonischen Russlandfeldzugs 1812, und ein Antikriegsroman kann gar nicht grausam genug sein. Er soll ja abschrecken vom Krieg, das kann man nur mit der Schilderung von Grausamkeiten erreichen.

Frage: Man fragt sich bei historischen Romanen gern: Wie viel ist wahre Historie, wie viel Ihre Erfindung?

Surminski: Natürlich stütze ich mich beim Russland-Feldzug von Napoleon Bonaparte auf Fachbücher und Archive. Die Grunddaten meines Romans stimmen mit historischen Fakten überein, also der Marsch auf Moskau, der Brand der Stadt, die blutige Schlacht bei Borodino, die Katastrophe der Grande Ar-

mée beim Übergang über den Fluss Beresina. Erfunden sind naturgemäß die Hauptfiguren des Romans, etwa der einfache Soldat Martin Millbacher, der Sohn eines Bauern an der Memel, der sich vom Glanz der Armee verführen lässt. Oder der Schweizer Henry, der mit Napoleon durch Europa zieht.

Frage: Sie erzählen Geschichte aus der Perspektive von unten?

Surminski: Ja, mich hat immer auch die andere Seite der Historie interessiert, denken Sie nur an meine Novelle „Die Vogelwelt von Auschwitz“. Und mich hat mein Leben lang geärgert, dass immer die Geschichte der Mächtigen, der Fürsten, Generäle, Feldherrn und ihrer Schlachten die Geschichtsbücher füllt. Das gilt auch für Napoleon und dessen Russlandfeldzug. Was seine Soldaten tatsächlich erlebt und erlitten haben – dieses ganze Leid der einfachen Leute, wird doch kaum erwähnt! Denen wollte ich mit meinem neuen Buch ein Denkmal setzen. Dazu brauche ich dann persönliche Schicksale.

Frage: Es gibt Historiker, die sagen: Geschichte wiederholt sich nicht.

Surminski: Das ist Wunschdenken, denn natürlich wiederholt sich Geschichte. Deshalb habe ich am Ende des Romans einen Satz des Autors Halldór Laxness gestellt: „Die Geschichte wiederholt sich, und jedes Mal kostet es mehr.“

Frage: Ist das eine Anspielung auf Adolf Hitler, der über 100 Jahre später auch nach Osten zieht, auch Russland erobern möchte?

Surminski: Ja. Hitler hat es auch versucht, Hitler ist auch an Russland und besonders an Russlands Winter gescheitert. Und im Zweiten Weltkrieg waren die Mittel der Grausamkeit ja noch viel stärker als zu Napoleons Zeiten.

Frage: Ihr Roman geht im Memelland los, spielt aber überwiegend in Russland. Schreiben Sie bald wieder ein Buch über Ostpreußen?

Surminski: Ich habe noch sehr viele Themen auf der Pfanne. Gegenwärtig schreibe ich an einem Buch über das Leben eines Lokomotivführers aus Ostpreußen, der von 1914 bis 1955 mit der Eisenbahn durch Deutschland gefahren ist. Allein die Daten sagen viel, wenn man etwa an die Fahrten im Krieg oder in die deutschen Konzentrationslager denkt.

Frage: Sind Sie ein bekennender Eisenbahner?

Surminski: Dass Schlimme ist, dass ich von den technischen Dingen keine Ahnung habe. Deshalb lasse ich das Manuskript jetzt auch von einem absoluten Fachmann prüfen – der Zug soll ja nicht irgendwo halten, wo niemals ein Bahnhof war!

Surminski erzählt in dem Buch vom Schicksal des einfachen Soldaten Martin Millbacher, der mit Napoleon 1812 in den Krieg zieht. Doch Russland lässt sich nicht erobern. Bald kämpft Martin nicht gegen Russen, sondern gegen Hunger und Kälte. Er erlebt grausige Schlachten und erfährt, wie Menschen zu Raubtieren werden. Von über 600 000 Soldaten, schätzt man, kehrten nur 30 000 zurück. **Der neue Roman** von Arno Surminski mit dem Titel „Der lange Weg. Von der Memel zur Moskwa“ ist im Verlag Langen-Müller erschienen. Er hat 380 Seiten und kostet 24 Euro.

Was bedeutet Ihnen Heimat?

Surminski: Ich habe mehrere Heimaten. Es ist aber nicht so sehr Jäglack, der Ort meiner Kindheit. Am Ende war dort alles zerstört oder abgebrannt, die Menschen waren geflohen, meine Eltern verschleppt. Damit erlosch das heimatliche Gefühl. Für Trittau in Schleswig-Holstein entwickelte ich ein neues Heimatgefühl. Als ich nach Kanada ging und dort als Holzfäller arbeitete, hatte ich manchmal Heimweh, und zwar nach Trittau, nach den Menschen dort. Heute fühle ich mich in Hamburg und Wacken zu Hause. Heimat sind für mich weniger Grund und Boden, sondern die vertraute Umgebung und die vertrauten Menschen.

Surminski wurde am 20. August 1934 in Jäglack/Ostpreußen geboren. Er wuchs als Flüchtlingskind in Schleswig-Holstein auf. Bekannt wurde er durch Erzählungen und Romane, die sich meist mit dem Schicksal der Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten befassen. Zu seinen bekanntesten Büchern gehören „Jokehnen“, „Kudenow“, „Sommer 44 oder oder Wie lange fährt man von Deutschland nach Ostpreußen?“ und „Die Kinder von Moorhusen“.

<https://www.nwzonline.de/kultur>
<https://www.abendblatt.de/> 11.12.18

Die Erinnerung

Am 12. Juni 1991 lud der ostpreußische Schriftsteller Arno Surminski Mitglieder der Masurische Gesellschaft nach Zondern ein. Er las aus seinen Büchern „Johkenen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“, „Polninken oder Eine deutsche Liebe“ und „Grunowen oder Das vergangene Leben“.

Das Treffen wurde vom ZDF gefilmt und wurde Teil eines Filmes über Arno Surminski und seine Heimat.

Aus Chronik der Masurischen Gesellschaft

1990 - 2010

Die Vergangenheit saß auf der Treppe

Von Arno Surminski

Gerhard Koslowski hatte mit allem gerechnet, zum Beispiel mit Ergriffenheit beim Anblick alter Häuser. Oder mit Ärger, wenn du siehst, wie das Unkraut die Blumen erstickt und die Brennnesseln höher wachsen als die Johannisbeersträucher. Mit Nachdenklichkeit beim Abwandern alter Wege. Mit Trauer an gewissen Gedenksteinen, aber auch mit ein bisschen Spaß, denn er fuhr in ein Land, in dem Trauer und Spaß von jeher Geschwister waren.

Er hatte an alles gedacht, nur Weinen war ihm nicht in den Sinn gekommen. Dafür lag das, worüber er hätte weinen können, zu weit zurück, war zugedeckt mit dem heilenden Schleier der Zeit. Wenn du 45 Jahre alt bist, weinst du kaum noch auf Beerdigungen. Die Augen geben nur Wasser ab, wenn du Zwiebeln schneidest oder ein scharfer Wind dir ins Gesicht bläst.

Mit solchen Gedanken fuhr er los, wohl vorbereitet und wohlgeordnet. Der reiche Schatz der Erinnerungen war in den richtigen Schubladen, mit ordentlichen Etiketten versehen, gut verschlossen, aber jederzeit abrufbar, falls er gebraucht wurde.

Eine durch und durch kontrollierte Reise. Jede Stunde genau geplant. Einen Tag für Frauenburg, zwölf Stunden für Heiligelinde, morgens Angerburg, mittags Lötzen, abends Wolfsschanze. Sein akkurater Fahrplan enthielt keine Rubrik für Sentimentalitäten und für Weinen schon gar nicht. Nur nicht die Beherrschung verlieren! Es gab nichts, was Gerhard Koslowski aus der Fassung bringen konnte. Weder der Besuch der alten Schule, in der nach seiner Erinnerung mehr gesungen als gerechnet worden war, nicht der Anblick des verfallenen Elternhauses. Keine Träne wird er dem Pferdestall nachweinen, in dem er als Siebenjähriger geschlafen hatte, um zu beweisen, dass er ein Mann sei. Für alle Fälle lagen ein paar heitere Erinnerungen bereit, die ihn aufmuntern sollten, wenn er gar zu trübsinnig wurde: Schneeballschlachten auf dem Schulhof, Einbrüche in viel zu dünnes Eis, Pferde in die Schwemme reiten. Wie war das damals eigentlich, als der Zirkus ins Dorf kam?

Anfangs lief alles gut. Na ja, nach 35 Jahren war das kein Wunder. In dieser langen Zeit haben sich Halden aufgetürmt und das Vergangene verschüttet. Auch weißt du inzwischen, wie es in der Welt zugeht. Was dir als Kind so einmalig vorkam, ist längst zur Alltäglichkeit geworden. Es geschieht immer wieder, und die Welt gewöhnt sich langsam daran, dass es geschieht. Sie wird nicht klüger.

Wie gesagt, es ging gut, bis der alte Borek, bei dem Gerhard Koslowski Quartier gefunden hatte, eines Nachmittags keinen Wodka mehr besaß. Das war so schlimm, wie wenn im kalten Winter der Ofen ausgeht.

Mensch, Gerhard, kannst nicht mit mir in die Stadt fahren, um eine

Buddel zu holen? Es sind ja bloß sechs Kilometerchen, und wenn wir dein Auto nehmen, sind wir in einer halben Stunde zurück.

Er tat ihm den Gefallen, denn es waren wirklich nur sechs Kilometerchen. Als sie auf dem Marktplatz der kleinen Stadt hielten, wollte der Schnapsladen gerade schließen. Aber Borek bekam noch den Stiefel in die Tür, empfing die Buddel und war zufrieden. Damit war auch das erledigt. Aber von wegen, in einer halben Stunde werden wir wieder zu Hause sein! Borek steuerte auf eine Bank zu, die auf dem Marktplatz stand. Dort öffnete er den Verschluss und sagte, bevor er trank: Dieses kleine Nest musst du eigentlich auch kennen, Gerhard.

Er zeigte auf die Häuserreihen. Drei Seiten des Marktplatzes sind im Krieg abgebrannt, aber die Ostseite steht noch, und die müsstest du kennen. Er wischte, nachdem er getrunken hatte, mit dem Handrücken die Lippen ab, drehte den Schraubverschluss umständlich auf die Flasche.

Gerhard Koslowski besaß nur schwache Erinnerungen an die kleine Stadt, obwohl er in ihrer Kirche getauft worden war. Aber zu damaliger Zeit fuhren die Leute selten in die Stadt, ein Kind schon gar nicht. Er hatte nicht einmal ein Fahrrad besessen. Damals konntest du froh sein, wenn dich ein Pferdefuhrwerk mitnahm, das Briketts oder Kunstdünger vom Kleinbahnhof holte oder Kartoffeln hinbrachte. Aber an eines erinnerte er sich recht gut: An der Ecke, an der jetzt eine Steintreppe in den Schuhladen führte, gab es damals für einen Dittchen Waldmeistereis. Bestimmt wird es auch andere Dinge gegeben haben, Bier zum Beispiel und Schnaps oder

Königsberger Klopse, aber Gerhard Koslowski erinnerte sich nur an giftgrünes Waldmeistereis.

Eine alte Frau saß auf der Steintreppe, saß da, wie alte Frauen nach getaner Arbeit zu sitzen pflegen. Sie trug ein langes, graues Kleid, das bis zu den Schlorren reichte. Ein weißes Kopftuch hielt die weißen Haare zusammen. In einer schmutzigen Schürze lagen Kartoffeln, die die Frau schälte, während sie dem Treiben auf dem Marktplatz zuschaute.

Willst du auch ein Schlubberchen?, fragte Borek und hielt ihm die Flasche hin.

Gerhard Koslowski schüttelte den Kopf, weil er noch sechs Kilometeren Autofahrt vor sich hatte und weil er an das grüne Waldmeistereis denken musste.

Borek blickte nun auch zur Treppe.

Das ist die alte Frau Radke, brummte er.

Ist sie Deutsche?

Na ja, was man so deutsch nennt. Bis 1945 war sie jedenfalls Deutsche. Was sie jetzt ist, weiß ich nicht. Jedenfalls spricht sie noch einigermaßen Deutsch.

Koslowski sah der Frau beim Kartoffelschälen zu. Das zerfurchte Gesicht kam ihm bekannt vor, erinnerte ihn an weit zurückliegende Begegnungen. Aber es gab da nichts Bestimmtes, nichts Greifbares, und der Name Radke sagte ihm auch nichts.

Eigentlich müsstest du sie kennen, meinte Borek. Die hat sich auch in dieser Gegend herumgetrieben, als der Krieg zu Ende ging. Ge-

nauso wie du. Aber sie ist hiergeblieben, und ich bin in den Westen gekommen.

Die Kinder der alten Radke sind auch im Westen. Sie haben immer geschrieben, sie sollte kommen, aber sie wollte nicht.

Borek nahm einen zweiten Schluck aus der Flasche, verstaute das kostbare Stück unter seiner Joppe und steuerte auf die alte Frau zu. Komm mit, forderte er Gerhard Koslowski auf.

Der alte Borek begrüßte die Frau und setzte sich neben sie auf die Steintreppe. Er winkte Koslowski zu, ebenfalls Platz zu nehmen, aber der blieb lieber stehen, weil ihm der Anzug zu schade war. Sieh mal, wen ich mitgebracht habe, Oma Radke!

Das ist der Junge vom Schneider Koslowski, der Gerhard. Der ist auch hier gewesen, als die Russen kamen. Aber damals war er noch ein kleiner Hosenscheißer. Sieh mal, was das für ein Kerl geworden ist, ein richtiges ausgewachsenes Mannsbild.

Die alte Frau wischte die Hände an der Schürze ab und legte das Kartoffelschälmesser neben sich auf die nackten Steine. Dann erst blickte sie auf, richtete ihre grauen Augen auf Gerhard Koslowski. Er sah es ihr an, welche Mühe es ihr machte, einen in der Vergangenheit verloren gegangenen Faden wiederzufinden. Borek wollte ihr helfen und fragte: Wie alt warst du damals, Gerhard?

Als der Krieg zu Ende ging, war ich gerade zehn. Ihr Gesicht hellte sich auf. Plötzlich schien sie zu begreifen. Ach, das ist der kleine Gerhard, der Junge vom Schneider Koslowski!

Sie lächelte zufrieden, weil sie endlich einen Anknüpfungspunkt gefunden hatte.

Ich weiß, ich weiß, sprach sie leise. Das war das kleine Junge, das damals so geweint hat, als sie ihm die Eltern weggenommen haben.

Koslowski spürte, wie sich die Treppe verformte. Auf einmal konnte er nicht mehr stehen. Er klammerte sich an den Handlauf, musste Platz nehmen auf den ausgetretenen Steinen, auf denen sich die Vergangenheit breitgemacht hatte, sich vor ihm auftürmte wie ein erdrückender Fels.

Nein, christlich war das wirklich nicht, was sie mit dem Jungen gemacht haben, fuhr die alte Frau fort. An einem Tag holten sie den Vater und zwei Tage später die Mutter. Eine Woche lang hat das Kind geweint und nichts gegessen.

Koslowski kam sich vor wie ein Mensch, der am Fuße eines Staudamms steht und plötzlich sieht, wie über ihm die Mauer nachgibt. Weißt du noch, dass in der Stube, in der sie deinen Vater verhörten, ein altes Klavier stand? Vom Verhör haben wir draußen nichts verstanden, aber manchmal haute einer der Soldaten mit der Faust auf die Klaviertasten. Das schallte durchs ganze Haus.

Die Mauer des Staudamms barst endgültig. Eine mächtige Flutwelle wälzte sich auf Gerhard Koslowski zu. Ohnmächtig stand er vor dem tosenden Berg, der aus der Vergangenheit aufgetaucht war und auf ihn einstürmte.

Ein Soldat hat sogar geschossen. Da dachten wir alle: Ach, nun ist der Schneider Koslowski tot! Aber sie wollten ihm nur Angst einjagen.

Ist gut, ist gut, mischte sich Borek ein.

Aber die Frau erzählte weiter. Man sah ihr an, wie froh sie war, nun

endlich den Faden gefunden zu haben.

Die Mutter haben sie gar nicht verhört. Die haben sie so mitgenommen, wie sie da stand, und das mitten im Schneegestöber. So hoch waren die Schanzen.

Die Frau hielt ihre Hand an die vierte Stufe der Steintreppe.

Sie hätten wenigstens auf besseres Wetter warten können, als sie deine Mutter holten.

Borek stand auf und packte Koslowski am Arm. Nu wein man nicht gleich, Gerhardchen, sagte er, holte die Wodkaflasche aus der Joppe und hielt sie ihm unter die Nase.

Mensch, das ist 35 Jahre her, da braucht kein Mensch mehr zu weinen.

Gerhard Koslowski verbarg sein Gesicht in den Händen. Was sind schon 35 Jahre, wenn die Vergangenheit vor dir auf der Treppe sitzt?

Aus: Arno Surminski:
„Wolfsland oder Geschichten aus dem alten Ostpreußen“

AUSSTELLUNG ZUM WARSCHAUER AUFSTAND IN BERLIN

Zum 75. Jahrestag eröffnet
eine Ausstellung des Museums des Warschauer
Aufstands in der Topografie des Terrors in Berlin

von Arkadiusz Łuba

Am 1. August 1944 brach der Warschauer Aufstand aus – eine militärische Aktion der polnischen Heimatarmee gegen die deutsche Besatzungsmacht in der Hauptstadt Polens. Die Behörden der polnischen Untergrundbewegung erwarteten, dass die Rote Armee nach Warschau eindringen würde. Am 2. Oktober war der Aufstand, der auch von der Zivilbevölkerung unterstützt wurde, endgültig und gnadenlos niedergeschlagen. Anlässlich des 75. Jahrestages eröffnete die Ausstellung „Der Warschauer Aufstand 1944“ des Museums des Warschauer Aufstands in der Topografie des Terrors in Berlin.

Was für drei Tage geplant war, dauerte 63 Tage – Der Warschauer Aufstand 1944. Der 90-jährige Aufständische Leszek Żukowski, erinnert sich: „Der Ausbruch des Aufstandes war ein Gebot der Stunde. Anscheinend wollte unser Kommando die Stadt vor der Vernichtung retten. Und wir wollten um die Freiheit kämpfen. Die Aufständischen waren schwach bewaffnet“. Sein gleichaltrige Kumpane, Jan Rybak, der in dem Bezirk Praga auf der rechten

Weichselseite kämpfte, ergänzt: „Mit einer kleinen Pistole und mit einer Flasche voll Benzin konnte man keine Brücke einnehmen, die mit schwerem Maschinengewehr und Sperrfeuer der Deutschen verteidigt wurde. Es war schwierig zu kämpfen und Waffen einzunehmen, wenn nur einer unter sieben von uns ein Taschenmesser und der Rest gar keine Waffen hatte. Trotzdem gab es während des Aufstandes auch einige schönen Momente des Sieges“.

Die Bilanz des Warschauer Aufstands: Nach 63 Tagen war er von der deutschen Besatzungsmacht barbarisch niedergeschlagen worden. 150 tausend Zivilisten, 18 tausend Aufständische waren getötet worden. Mehr als eine halbe Million Menschen wurden umgesiedelt, zur Zwangsarbeit nach Deutschland verbracht oder in Konzentrationslager eingeliefert. In den Ruinen Warschaus versteckten sich schließlich weniger als tausend Menschen, meistens Juden.

Die Ausstellung „Der Warschauer Aufstand 1944“ wurde 2014 vom Museum des Warschauer Aufstands aus Warschau konzipiert und damals schon im Dokumentationszentrum Topographie des Terrors gezeigt. Die aktuelle Präsentation steht unter der Schirmherrschaft des Präsidenten der Republik Polen, Andrzej Duda, und des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier. Warum wird sie erneut gezeigt, erklärt Andreas Nachama, Direktor der Stiftung Topographie des Terrors: „Die Ausstellung hatte damals sehr beachtliches Echo. In dem Sinne sind fünf Jahre eine lange Zeit. Es ist eine neue Schülergeneration, es sind auch andere Leute in der Stadt, es sind wieder neue Personen nach Berlin zugezogen. Ich finde, dass dieser Warschauer Aufstand in besonderer Weise zeigt, wie brutal und gnadenlos und auch konsequent dieser nati-

onalsozialistische Terror in Polen und gegen Polen vorgegangen ist. Das ist schon etwas, was man immer wieder ins Bewusstsein holen kann“.

Doch es sei nicht einfach, Niederlagen zu feiern, unterstrich der Botschafter der Republik Polen in Deutschland, Andrzej Przyłębski. Dennoch tue man das, denn: „Für uns Polen war der Warschauer Aufstand eine der am meisten erschütternden Erfahrungen in der neusten polnischen Geschichte. Die Soldaten der polnischen Heimatarmee und des widerständischen Untergrunds, die anfangs auch von der Zivilbevölkerung unterstützt wurden, erkämpften den Brückenkopf der freien Polnischen Republik – was Warschau im August, September und Anfang Oktober 1944 war – und ihn über zwei Monate lang verteidigten, trotz der gewaltigen militärischen Überlegenheit des deutschen Feindes. Der Warschauer Aufstand war einer der wichtigsten historischen Akte im Kampf der Polen um die Freiheit“, so Przyłębski wörtlich.

Das waren die wichtigsten Thesen bei der Ausstellungseröffnung. Doch anscheinend muss auf jeder deutschen Veranstaltung zu deutsch-polnischen Themen die Frage nach den deutsch-polnischen Beziehungen auftauchen, die auch diesmal die Moderatorin Andrea Genest stellte: „Die deutsch-polnischen Beziehungen haben schon leichtere Zeiten gesehen als die jetzigen. Was wünschen Sie sich für die Zukunft für die deutsch-polnischen Beziehungen?“. Eine mögliche Antwort daraufhin kam bereits von dem ehemaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck, als er vor fünf Jahren die Ausstellung zum ersten Mal eröffnete. Andreas Nachama zitierte die Worte Gaucks in seiner Begrüßung: „Gauck sagte angesichts der Ereignisse der Vergangenheit – Zitat: »Es grenzt für mich an einem Wunder, dass Polen und Deutsche heute nicht

nur Nachbarn sind, die sich vertragen, sondern Freunde, die sich mögen«.

Ausstellungen wie die des Museums des Warschauer Aufstands aus Warschau waren zur Zeiten der Volksrepublik Polen undenkbar. Die Geschichte Polens konnte der Welt nicht erzählt werden. Dies ist erst nach dem Zerfall des Kommunismus möglich. Und wichtig in einer Zeit, wo man die Geschehen des zweiten Krieges relativiert.

Die alten Kirchen in Masuren sind Zeugen der vergangenen Geschichte

Von Maria Grygo

In der „Chronik aus Masuren“ sagte der Protagonist: „[...] das ist mein Land. Der zerrissene Sack auf den Rücken, diese Lebensfetzen, das alles, was es aus diesem jahrhundertlangen Erbe blieb - das ist mein Land“.

Die alten Kirchen in Masuren sind Zeugen der vergangenen Geschichte des Landes. Sie prägten in der Vergangenheit und prägen noch bis heute nicht nur die Landschaft aber auch die Menschen. Es lohnt sich wieder die alten Kirchen zu entdecken und die äußere und innere Schönheit der Bauten vergangener Epochen zu bewundern.

Am Abend des 13. September 2019 wurden die Zuhörer des Vortrags von Familie Grygo zu einem Ausflug durch die schöne masurische Gegend eingeladen, um zusammen die Kirchen in Masuren zu bewundern. Die Kirchen in Masuren sind Zeugen sowohl des Glaubens der Einwohner dieses Landes als auch des hohen Niveaus der alten Baukunst.

Der Vortrag war kein konventioneller Vortrag: er war eher eine Verbindung von Wort und Bild. Es wurde eine multimediale Präsentation an ausgewählten Beispielen der evangelischen Kirchen in Masuren mit den entsprechenden Informationen dargestellt.

Es wurden sieben evangelischen Kirchen präsentiert:

- eine interessante Geschichte ist mit der Kirche in Klein Jerutten verbunden, 1802 besuchten Klein Jerutten König Friedrich Wilhelm III mit der Königin Louise, 1812 - die französische Generelle Dubois und Tierny und Großfürst

Konstantin, 1854 König Friedrich Wilhelm IV mit seiner Gemahlin Elisabeth,

- die Kirche aus Passenheim ist die älteste erhaltene gotische Kirche im südlichen Masuren aus dem Ende des 14. Jahrhunderts,
- die dritte Kirche befindet sich in Raschung und sie scheint wie aus einem Märchenland, aus einer anderen Epoche,
- die vierte befindet sich in Nikolaiken, hier wurde die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Kirchturms hingewiesen,
- die Kirche in Drengfurth war zuerst katholisch und dann evangelisch, die Kirchen wurden zwischen den beiden Konfessionen am 13. Dezember 1953 getauscht, so ein ähnliches Beispiel findet man auch in Neidenburg, am 5. August 1948 wurden die Kirchen ausgetauscht,
- die Sechste befindet sich in Weissuhnen, aus den dreizehn evangelischen Kirchen des Landkreises von Johannisburg ist die Kirche von Weissuhnen die einzige Kirche, die evangelisch geblieben ist,
- zum Schluss wurde die Kirche in Warpuhnen präsentiert, die um die Hilfe bittet, die Kirche möchte wieder zum Leben erweckt werden, sie möchte jeden in ihren Türen willkommen heißen, unabhängig von Herkunft und Glauben.

Pfarrer E. Schimba im Jahre 1982, im Sensburger Heimatbrief schrieb über die Kirche in Warpuhnen:

„Die architektonische Gestaltung mit gotischen Stilelementen und einigen Ornamenten im Inneren hoben die Würde des sakralen Gebäudes hervor. Hohe Fenster in den flächenartig aufgliederten Wänden erhellten den Raum, der in angenehmen Farbtönen Empfindungen von Frieden

und Geborgenheit spürbar machte. Eine gute Akustik hat das vom Altar und von der Kanzel gesprochene Wort im ganzen Kirchenraum deutlich verstehen lassen. Und eine klangvolle Orgel konnte den kräftigen Gesang begleiten und die unsichtbare Welt der Glaubens und der Offenbarung dem Herzen näher bringen.“

Die Bilder zusammen mit diesen Informationen zeigen, dass die evangelischen Kirchen in Masuren voller Geschichten sind und sie sind lebendig. Die Kirchen brauchen Menschen und Menschen die Kirchen. Zusammen sind sie ein untrennbarer Teil der Geschichte.



Die evangelische Kirche in Raschung.

Die evangelische Kirche in Passenheim



Evangelisches Gotteshaus feiert 300-Jähriges Jubiläum

Zum 300. Jahrestag der Erbauung eines der ältesten und größten evangelischen Gotteshäuser in Masuren hat die Kirchengemeinde Ortelsburg/ Szczytno eine Jubiläumsfeier veranstaltet.

An den viertägigen Feierlichkeiten nahmen mehr als 300 Menschen teil, darunter in Deutschland lebende ehemalige Gemeindeglieder, u.a. Ilse Masuch, durch die die Renovierung der Kirche möglich wurde, und Friedmann Tuttas, Sohn des Orgelstifters Walter Tuttas. Auch Mitglieder der Kulturellen Gesellschaft der Deutschen in Ortelsburg waren eingetroffen. Seitens der Geistlichkeit waren u.a. zugegen: Bischof Jerzy Samiec, Oberhaupt der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen, Pawel Hause, Bischof der Diözese Masuren, Adrian Korczago, Bischof der Diözese Teschen sowie die Pfarrer fast aller evangelisch-augsburgischen Gemeinden in Masuren. Ehrengast der Feier war Bischof Manfred Rekowski, geboren im masurischen Moythienen (Mojtyny) im Landkreis Sensburg (Mrągowo) und jetzt Präses der Evangelischen Kirche in Rheinland.

Die Jubiläumsfeierlichkeiten begannen mit einem Gemeindepicknick. Es war eine besondere Zeit des Gesprächs, der Begegnung und der Erneuerung alter Freundschaften. Hierbei hielt Hubert Jesionowski, ein leidenschaftlicher Fotograf, einen Vortrag über die masurische Fauna und Flora.

Beim festlichen Jubiläumskonzert traten auf: Adam Zalewski

(Orgel), Natalia Kreft (Sopran), Klaudia Camila Twardzik (Orgel) und der Chor „Gloria“ aus der Evangelisch-Augsburgischen Kirchengemeinde Skotschau (Skoczów) unter der Leitung von Gabriela Targosz und Bolesław Noga. Während des Konzerts ergriff Urszula Paśławska, Abgeordnete zum polnischen Sejm, das Wort.

Zeitgleich zu den Jubiläumferlichkeiten fand eine wissenschaftliche Tagung „300 Jahre Evangelische Kirche in Ortelsburg - eine Kirche als stumme Zeugin der Geschichte“ statt.

Es war eine hervorragende Gelegenheit, an die schwierige Geschichte der Kirche zu erinnern sowie über die Situation der Evangelischen nach 1945, ihre Identität, Sitten und Bräuche zu sprechen. Über all dies sprachen Klaus Lorenc aus Düsseldorf, Altbischof Rudolf Bażanowski und Wiktor Marek Leyk, beide aus Allenstein (Olsztyn), sowie Masuren-Enthusiast Waldemar Mierzwa aus Gilgenburg (Dąbrówno).

Die evangelische Kirche zu Ortelsburg entstand im 16. Jahrhundert nach der Übernahme des damals einzigen katholischen Kirchengebäudes in der Stadt durch die Protestanten während der Reformation. Die ersten Jahre waren für sie nicht glücklich, denn in den Jahren 1520/21 brannte das Bauwerk nieder. 1525 wurde die Kirche dann wieder aufgebaut. Leider kam es in den Folgejahren 1638, 1653, 1669 und 1698 jeweils erneut zu einem Brand. Nach jedem dieser Ereignisse wurde die Kirche wiedererrichtet. Die Gottesdienste fanden zwischenzeitlich in einem Schlosssaal statt.

1714 wurde beschlossen, ein solides gemauertes Gotteshaus zu errichten, welches dann letztlich zwischen 1717 und 1719 gebaut

wurde. Sein Erbauer war Maurermeister Matz aus Königsberg (Królewiec). Als Schirmherr fungierte hierbei kein Geringerer als König Friedrich Wilhelm I., der die meisten benötigten Baumaterialien spendete. Erbaut wurde die Kirche weitgehend aus handgemachten Ziegeln, wobei auch Feldsteine und Kalkmörtel verwendet wurden. Das barocke Gotteshaus wurde im Zentrum der Stadt situiert, an der Kreuzung der Kirchenstraße (ul. Warszawska) mit der Kaiserstraße (ul. Polska) und dem Marktplatz (ul. Odrodzenia). Anmutig wirkt es durch seinen 5-stöckigen massiven Turm mit kuppelförmigem Helm, der die Stadt überragt.

Das Innere ist sehr bescheiden, aber dennoch begeistern der barocke Hochaltar aus dem Jahr 1719, die reichverzierte Kanzel und ein Taufbecken aus dem frühen 18. Jahrhundert. Das Taufbecken ist ein sehr seltenes Element in der Einrichtung eines evangelischen Gotteshauses.

In den letzten gut 250 Jahren ging das Schicksal sehr gnädig mit der Kirche um: Nicht einmal in den beiden Weltkriegen kam sie zu Schaden. In dieser Zeit wurden nur kleine Veränderungen vorgenommen. So wurde 1862 die Orgel ausgewechselt, in den Jahren 1906 und 1907 wurde der Turm aufgestockt und es kam eine neue Dacheindeckung hinzu; die Innenräume, der Altar und die Kanzel wurden erneuert.

1910 zählte die Pfarrgemeinde 9.684 Gläubige.

Der Anfang des Jahres 1945 war besonders für die Masuren und masurische Evangelische eine tragische Zeit. Es war die Zeit ihrer Zwangsevakuierung. Die Stadt nahmen nun die Russen ein.

Es begann die neueste Geschichte voller dramatischer Ereignisse. Zudem ergab sich eine auf gegenseitigen Vorurteilen und Schuldzuweisungen aufgebaute Kluft zwischen Einheimischen und An-

kömmlingen aus den ehemals polnischen Ostgebieten.

Noch in den 1960er Jahren zählte die Kirchengemeinde fast 3.000 Gläubige, davon 1.100 in und um Ortelsburg.

Doch die Evangelischen konnten sich hier nicht mehr zu Hause fühlen und die meisten gingen ins Ausland – nach Deutschland.

Heute sind es nur noch ca. 200 Gläubige. Aber dass es so wenige sind, hat auch gute Seiten. Man kennt sich dadurch untereinander gut und weiß besser um die Bedürfnisse der Glaubensbrüder und -schwestern.

Leider überwiegen in der Kirchengemeinde ältere Menschen, nur ein Fünftel machen junge Leute aus, die allerdings sehr aktiv sind. Heute stellt die evangelische Kirche häufig ihre Räumlichkeiten für Konzerte der Choroder Jazzmusik zur Verfügung und organisiert populärwissenschaftliche Tagungen, die mit ihrer Thematik über die Region hinausgehen.

Ein charakteristisches Bewusstseinsmerkmal der Ortelsburger Evangelischen ist, dass sie ihre Kirchengemeinde als Mittelpunkt einer starken emotionalen Bindung sowie als eine soziale, bildungsorientierte und kulturelle Institution sehen. Optimistisch stimmt die Tendenz: raus aus der Isolation, rein in die lokale Gemeinschaft- Inzwischen sehen die Evangelischen optimistisch in die Zukunft ihrer Kirche in Ortelsburg.

Der Höhepunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten mit dem Motto „Suche Frieden und jage ihm nach“ (Psalm 34, 15) war ein Dankgottesdienst für das Haus Gottes. Die Predigt hielt hierbei Bischof Manfred Rekowski aus Deutschland, der in seinem Appell für das Friedensprojekt Europa sagte, dieser Frieden bedeute nicht nur das Ausbleiben eines zwischen den Nationen in Europa. Dieser Frie-

den bedeutet auch einen gerechten Handelsaustausch zwischen ihnen. Und er bedeute auch, dass die Menschen in jedem europäischen Land von ihrer Arbeit leben können und dass die Kluft zwischen Reich und Arm sich nicht weiter vertiefen wird. Er rief auch zu Liebe und gegenseitigem Respekt auf trotz der harten Erfahrungen einer schwierigen Geschichte, die unsere beiden Völker voneinander trennte.

Dem Festgottesdienst wohnten Geistliche und Gläubige, kommunale Vertreter sowie ökumenische Gäste bei. Glückwünsche an den Pfarrer und die Gemeindemitglieder überbrachten u.a. Wiktor Marek Leyk als Vertreter des Marschalls der Woiwodschaft Ermland-Masuren, Jarostaw Matlach, Landrat von Ortelsburg, Dr. Ewa Józwiak, Präses der Synode der Evangelisch-Reformierten Kirche in Polen, Pfarrer Christian Nell-Wunsch von der Kirchengemeinde Düsseldorf-Wersten, Erwin Gonsowski von der Kreisgemeinschaft Ortelsburg sowie Alfred Borski, Pfarrer der Evangelisch-Augsburgischen Kirchengemeinde in Skotschau. Während des Gottesdienstes konnten die Teilnehmer eigens für diesen Anlass vorbereitete und vom Chor 1: „Gloria aus Skotschau (Skoczów) gesungene Kompositionen hören, ebenso den Chor „Cantabo“ aus Ortelsburgs evangelischer Kirchengemeinde sowie eine Posaengruppe aus Düsseldorf.

Ein besonderes Ereignis bei der Jubiläumsfeier war ein Wechsel auf dem Posten des Ortspfarrers. Den bisherigen Administrator Witold Twardzik aus Passenheim (Pasym) löste dabei Adrian Lazar ab.

Alfred Czesla
Wochenblatt Nr.36(1431)/2019

Mensguth. Rückkehr des Abendmahlkelchs

Nach 74 Jahren wieder aufgetaucht

Vor 122 Jahren wurde der evangelischen Kirche in Mensguth (pl. Dźwierzuty) ein silberner Kelch für das Abendmahl gestiftet. Er tat 48 Jahre lang seinen Dienst, bevor er Ende des Zweiten Weltkriegs verschwand. Jetzt tauchte er wieder auf und kehrte nach Mensguth zurück. Am 18. August wurde er im Rahmen eines Konzerts Pastor Witold Twardzik überreicht.

Begonnen hatte alles im Mai dieses Jahres: Witold Twardzik, der Pastor der Evangelisch-Augsburgischen Gemeinde in Passenheim (pl. Pasy), deren Filialkirche das Gotteshaus in Mensguth ist, stieß mit Mitgliedern seiner Gemeinde im Kirchhof auf einen vergrabenen Stein, der sich als achtseitiger Taufstein aus dem 14. Jahrhundert, der Entstehungszeit der ersten Kirche Mensguths, entpuppte. Ermutigt durch diesen Fund, stiegen sie auf den Speicher über der Kassettendecke der Kirche und fanden dort sorgfältig verwahrte Bretter. Eines davon zeigte nach Behandlung durch einen Konservator eine polychrome Bemalung. Es handelt sich also bei den Brettern vermutlich um die ursprüngliche Decke der Kirche.

„Diese Entdeckungen waren ein Anstoß für mich, auch im Internet nach möglichen Funden von Dokumenten oder Gegenständen von hier zu suchen“, erzählt Pastor Twardzik „Auf der Seite eines Kölner Auktionshauses wurde ich fündig — dort wurde ein silberner Kelch angeboten, der der Mensguther Kirche gestiftet

worden war.“ Der Haken an der Sache: die Auktion war vorbei, der Kelch hatte zwei Tage vorher einen neuen Besitzer gefunden.

Ein silberner Kelch...

Doch Pastor Twardzik gab nicht auf. Über den obersten Bischof der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen, Jerzy Samiec aus Warschau, setzte er sich mit der Evangelischen Kirche im Rheinland in Verbindung, deren Präses Manfred Rekowski seine Bitte aufgriff und das Auktionshaus kontaktierte. Der Käufer ließ einen Kontakt zu und sich anschließend von Manfred Rekowski überzeugen „Es war ein Wunder. Der Kelch war eigentlich schon außer Reichweite und dann hat es doch noch geklappt“, so Präses Rekowski. „Die Käufer, die anonym bleiben wollen, meinten, sie könnten sich nicht an dem Kelch erfreuen, wenn er anderswo vermisst werden würde.“

Dank der Evangelischen Kirche im Rheinland und den Partnergemeinden von Passenheim in Mönchengladbach-Rheydt und Düsseldorf Wersten gelang der Rückkauf Manfred Rekowski freut sich besonders, dass er das wertvolle liturgische Gefäß zurückbringen durfte: „Ich bin hier in der Nähe geboren und habe als kleiner Junge in der Region gelebt. Es war eine Ehre für mich.“ Vor dem Transport wurde der silberne Kelch allerdings von der heute noch tätigen Herstellerfirma Aßmann in Lüdenscheid auf Hochglanz gebracht.

...zwei Wunder

Möglich wurde das dank der Inschrift auf der Unterseite des Kelchfußes. Dort ist die Firma eingepreßt — und die Stifterin. „Gottliebe Liba Samplatten der Kirche Mensguth 1897“ steht dort geschrieben, wobei Samplatten (pl Sapłaty) ein Dorf sechs Kilo-

meter entfernt von Mensguth ist. Über die Stifterin ist nichts weiter bekannt, wie Karola Kalinski, die Geschäftsführerin der Kreisgemeinschaft Ortelsburg, die die früheren Einwohner des Kreises Ortelsburg vereint, zu dem Mensguth gehört, betont: „Wir haben in unserem Archiv geforscht und leider nichts gefunden, nicht einmal unser Vorsitzender Marc Plessa, der sich mit Ahnenforschung befasst und einen guten Überblick über die Dokumente hat. Es hätte uns Gottliebe Liba als Person interessiert, aber auch das Ereignis, weswegen sie so eine teure Spende gemacht hat.“ Denn das ist das zweite Wunder an dem Kelch, so Manfred Rekowski: „Hier lebten überwiegend arme Bauern, die sich so etwas nicht leisten konnten. Der Wert des Kelchs aus purem Silber entspricht nach Schätzung der Firma Aßmann nämlich mehr als einem halben damaligen Jahreslohn.“

Pastor Witold Twardzik freut sich sehr über die gelungene deutsch-polnische Kooperation: „Nach 74 Jahren wird dieser silberne Kelch wieder beim Abendmahl im Gottesdienst seinen Dienst tun, wie das so lange für die früheren Bewohner von Mensguth der Fall war.“ Als besonders symbolisch empfinden beide Geistliche, dass der Kelch kurz vor dem 80. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkriegs wieder aufgetaucht ist, an dessen Ende er verschwand. „Er wurde für diese Kirche gestiftet, hier gehörter hin und hier soll benutzt werden“, unterstreicht Präses Manfred Rekowski, „für uns ist er ein Zeichen, ein Kelch des Friedens.“

Uwe Hahnkamp

Wochenblatt Nr.35 (1430)/2019

ÜBER FREUDEN UND LEIDEN DER ZIGEUNER

Edward Dębickis „Totenvogel“

von Arkadiusz Łuba

Der polnische Zigeuner Edward Dębicki studierte nach dem Krieg Musik. Als Akkordeonist und Komponist feiert er mit seinem Ensemble „Terno“ seit 1955 in Polen und international große Erfolge. Doch Dębicki ist nicht nur ein anerkannter Musiker sondern auch Dichter und Schriftsteller. Seine Erinnerungen an die Jahre der Wanderschaft und die deutsche Besetzung Polens erschienen 2004 auf Polnisch unter dem Titel „Ptak umarłych“. Nun erscheinen sie als „Totenvogel“ auf Deutsch in dem angesehenen Verlag Friedenauer Presse.

Die Friedenauer Presse sei schon immer bekannt gewesen dafür, dass sie Fundstücke aus der Weltliteratur zu Tage befördert und dass sie das in hervorragender Übersetzung und Gestaltung getan habe, sagt die Verlegerin Friederike Jacob: „Für mich ist das Wichtige bei der ‚neuen‘ Friedenauer Presse, dass wir in diesen Zeiten, wo die Literatur immer mit einem, ich weiß nicht, didaktischen Auftrag versehen scheint; sie soll uns dabei helfen, in unserer digitalen Gegenwart trotzdem noch zu langen Gedanken fähig zu sein; sie soll uns helfen, komplex zu denken, wo wir nur noch in Einsätzen texten – das ist eine Literatur oder ein Literaturverständnis, das ich mit der Friedenauer Presse nicht pflegen möchte, sondern ich möchte mir der

Friedenauer Presse, die eigenständigen Texte zeigen, die in ihrem ästhetischen Wert relevant sind, die uns ästhetisch geformte Welten zeigen. Und ich glaube, dass das gerade heute das politische Potenzial der Literatur ist, dass die Literatur eben keiner Funktion dient, dass sie keine Instrumentalisierungen erträgt, sondern dass sie für sich steht und dass sie den Leserinnen und der Leser das liefern kann, was derjenige oder diejenige daraus macht“.

So erschien auch der „Totenvogel“ von Edward Dębicki als erstes der Bücher nach der Wiederbelebung des Verlags, übersetzt von Karin Wolff. Dębicki beschreibt darin ein wichtiges Schicksal der polnischen Zigeuner wie Armut und Intoleranz einerseits und Virtuosität und die schönen Farben der Musik, Tanz und der Romapoesie. Dębickis Erinnerungen an die Jahre der Wanderschaft und die deutsche Besatzung Polens entstanden auf Anregung des Dichters Jerzy Ficowski, dem Kenner und Biografen von Bruno Schulz. Dębicki selbst legt Wert auf die Bezeichnung Zigeuner. Kreatives Schaffen sei sehr wichtig im Leben des inzwischen 84-jährigen Zigeuners: „Deswegen schreibe ich auch, damit nach mir und meiner Familie etwas bleibt. Sonst würde man sich an die polnischen Zigeuner nicht mehr erinnern. Ich will dieses wichtige kulturelle Erbe der Zigeuner festhalten. Und das befriedigt mich und macht mich glücklich“.

Und so hält Dębicki verschiedene Sitten der Roma in seinem Buch fest. Hier ein Fragment:

„War der Tross an der Stelle angekommen, die man zum Lager-

platz auserseren hatte, wetteiferten die Zigeunerinnen sofort miteinander, wer als Erste ein Gericht fertig hatte. Wenn das Zelt stand und das Essen gekocht war, breiteten die Frauen ein sauberes Tuch auf der Erde aus, schütteten die Speise in eine große Schüssel und stellten diese auf das Tuch. Dann lud ihr Mann, das Haupt der Familie, fröhlich und zugleich würdevoll alle Männer des Lagers ein:

„Jawem te chal rosmale!“, was „Kommt essen, Zigeuner!“ bedeutet.

Wer essen wollte, brauchte bloß seinen Löffel zu nehmen. Die Männer kamen zusammen, ließen sich um das Tuch herum nieder und aßen allesamt aus einer Schüssel. Das Fleisch, das in einer Extraschüssel lag, aßen sie mit bloßen Händen. Die Hausfrau der Familie, die alle bewirtete, war stolz, weil sie von allen Seiten für ihr Geschick im Kochen gelobt wurde. Zur gleichen Zeit gab sie in einer weiteren Schüssel den Kindern zu essen. Ganz zum Schluss, wenn alle satt waren, aß sie selber. So war die Ordnung: als Erstes die Männer, danach die Kinder und an dritter Stelle die Ehefrau. (...)

Falls jemand sich nicht an die Regel der Gastlichkeit hielt, drohte ihm zwar keine Strafe, aber er wurde als Geizkragen und Hungerleider angesehen. Jener Brauch war ganz einfach Zigeunert-
radition.

Zur Schar der Esser gehörten nur die moralisch Reinen. Ein Entehrter hatte nicht einmal das Recht, sein Zelt in der Nähe von anderen Zelten aufzustellen. Entehrt war jemand, der gegen die

Sitten und Gebräuche der Zigeuner verstoßen hatte“.

Edward Dębickis Eltern Franciszka Raczkowska und Władysław Krzyżanowski waren wandernde Musiker der polnischen Roma. Nach dem Krieg nahm die Familie einen neuen Namen an – Dębicki. Er verbrachte seine Kindheit und Jugend im selben Lager, in dem die berühmteste Zigeuner-Dichterin Bronisława Wajs, genannt Papusza, wohnte.

Dębicki ist Autor von über 200 Liedern, die seit eh ein fester Bestandteil polnischer Kultur sind, aus ihr schöpften und sie auch prägten. Seine Lieder haben berühmte polnischen Chansonsängerinnen, darunter Anna German, gesungen. 1995 gewann Edyta Geppert mit „Geh seinen Weg“, wozu Dębicki Musik geschrieben hat, das „Festival des polnischen Liedes“ in Oppeln. Neben populären Liedern ist Dębicki Autor von Drehbüchern und Filmmusik. Schreiben tue Dębicki immer nur auf Romanisch: „Ich bin ein älterer Mann, so schreibe ich romanisch. Die Sprache hat sich aber verändert. Die Kinder gehen in die polnische Schule und mischen auch polnische Worte ins Romanische ein. Und so vergessen sie unsere traditionellen Sprachbegriffe. Auch ältere Zigeuner vergessen zum Teil die Sprache. Und ich habe alles auf Romanisch aufgeschrieben. Als die romanischen Dialekte aus Indien auswanderten, vermischten sie sich. Aus jedem Land, in dem die Zigeuner gelebt hatten, wurden verschiedene passenden Worte geliehen, wenn diese in ihrer eigenen Sprache gefehlt hatten, und für ihre Musik – alles, was schön war“.

Im Tross war der schwarzlockige ein Liebling, Edzio, wie er als

Zigeunerkind genannt wurde. Ihm fehlten die Zeiten der Wanderungen, die unendlichen Wiesen und Wälder unterm freien Himmel, das eigene Licht der Sonne und des Mondes. Dębicki erzählt: „Ich war ein fröhliches Kind, immer nah am Lagerfeuer. Man hat getanzt, gesungen und sich unterhalten. Der Mensch war damals glücklich. Doch diese Idylle endete 1939 als der Krieg ausbrach. Zigeuner und Juden befanden sich plötzlich in der Mitte einer großen Tragödie. Freude war vorbei. Jeder Tag war von Tränen, Mord und Tod gekennzeichnet. Es ist schwierig“.

Diese schwierigen und traurigen Erinnerungen, sowie den ewigen Argwohn, mit dem Zigeuner zu kämpfen hatten, hat Dębicki im „Totenvogel“ so beschrieben:

„Gleich in der Früh fingen die Frauen an zu packen. Einige hatten schon angespannt, als erneut die Polizei, mit dem Dorfschulzen an der Spitze, auftauchte und sich da ran machte, sämtliche Wagen zu durchsuchen. Es entstand ein missliches Durcheinander. Mit ihrem losen Mundwerk fielen die Zigeunerinnen über die Ordnungshüter her. Endlich, nach beendeter Durchsuchung, erklärten die Gesetzesvertreter, jemand habe Hühner gestohlen. Entnervt fuhren wir davon, legten dreißig Kilometer zurück und schlugen erst da das Lager auf.

An dem neuen Platz hatten wir morgens kaum die Augen aufgemacht, als uns schon wieder die Polizei umzingelte und die älteren Männer zum Verhör aufs Kommissariat schaffte. Man hielt sie etliche Stunden fest. Dabei zeigte sich, dass dort, wo wir zuvor gestanden hatten, angeblich ein Pferd gestohlen worden war.

Diesmal bemühten wir uns, so lange wie es nur irgend ging zu fahren, möglichst weit weg von jenem Ort.“

Die bunten Kleider und die lebhaften Melodien, die Gastfreundschaft, aber auch eine gewisse Vorsicht der Zigeuner sind durchaus melancholie-, trübsinn- und bedrücktheitsgefüttert. Der „Totenvogel“ von Edward Dębicki versucht dieses Bild zu erklären. Dabei dokumentiert er das Schicksal seiner Landsleute. Ein wichtiger Schritt für eine breite, öffentliche Selbstdarstellung, die das Image der Zigeuner, trotz immer noch herrschender Vorurteile ihnen gegenüber, verändert. Edward Dębicki: „Wir werden von der Gesellschaft positiver wahrgenommen. Denn die Polen machten aus mir einen Ehrenbürger meiner Stadt und der Woiwodschaft. Das Kulturministerium zeichnete mich mit der wichtigsten Medaille für Kulturverdienste aus. Im polnischen Fernsehen arbeiten Zigeuner. Sie werden überall in der Öffentlichkeit sichtbarer. Zigeuner werden nicht mehr nur als Diebe und Wahrsager betrachtet“.

**Mittwochstreffen
der Masurischen Gesellschaft
am 16. OKTOBER 2019**

**Das Mittwochstreffen in der Stadtbibliothek in
Sensburg/ Mragowo wird wie immer um 16.00 Uhr
stattfinden.**

Themen:

1. Unsere Webseite - Präsentation

Vorbereitung: Ewa Dulna

2. Arno Surminskis Roman „Johkenen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“ in deutscher und polnischer Sprache.

3. Organisatorische Angelegenheiten

Wir laden alle herzlich ein!

Masurische Sagen

Konopka-Berg

Der Wirt Konopka aus dem Dorfe Ogonken, welches eine halbe Meile östlich von Angerburg gelegen ist, geht eines Abends bei hellem Mondschein aus dem Amte Angerburg, wo er tagsüber Scharwerksdienst verrichtet hatte, einen Spaten in der Hand, nach Hause. Als er auf seinem Wege in die Nähe eines Berges kommt, sieht er, wie jemand auf einer Art Schlitten wiederholt den Berg aufwärts und abwärts fährt. Er kommt näher und wird gewahr, daß auf dem Schlitten eine alte Frau sitzt, und ein Mann den Schlitten schiebt. Nahe herangekommen, fragt er verwundert den Mann, was er hier mache. Der Mann antwortet: »Ich bin der Teufel. Weil ich einen dummen Streich begangen habe, bin ich verurteilt, hier das alte Weib (bis zu ihrem Tode) bergauf und bergab zu fahren. Bergab gehts wohl, aber bergauf hab ichs so schwer, daß mir der Schweiß von der Stirne rinnt, wie du siehst. Doch es fällt mir ein, vielleicht könntest du mir helfen! Heute höre ich auf zu fahren, weil der Hahn gleich krähen wird; aber künftigen Donnerstag kannst du hier um i i Uhr eine tiefe Grube graben, und wenn ich dann mit dem Weib den Berg herunterkomme, so werfe ich sie, wie zufällig, in das Loch, und du kommst und vergräbst sie. Tu das, ich will dirs lohnen!«

Konopka bekreuzt sich und meint, mit dem Teufel wolle er nichts zu tun haben; doch schließlich läßt er sich bereden. Er gräbt die

Grube, der Teufel wirft die alte Frau hinein, und Konopka verscharrt sie.

Und nun der Lohn. Der Teufel sagt: »Geld habe ich nicht, aber höre zu! Ich werde in Angerburg im Schlosse spuken. Dann kommst du und sagst, daß du mich bannen kannst, dafür verlange 100 hundert Taler. Ich werde dann von dort fort nach Steinort mich ins Schloß begeben. Dort melde dich auch und verlange vom Grafen für die Bannung 200 Taler. Damit mußt du aber schon zufrieden sein und ja nicht weiter versuchen, mich zu treiben, wo ich auch sein sollte, sonst kann dirs schlecht gehen!«

Bald darauf heißt es: im Angerburger Schlosse haust der Teufel, man kann es da nicht mehr aushalten! Konopka meldet sich als Banner und erhält, nachdem er den Teufel vertrieben, 100 Taler. Der Teufel verließ aber das alte Schloß nicht durch die Tür, sondern er stieß eine Ecke der Wand aus und schlüpfte durch die so entstandene Öffnung, und bis heute noch sieht man an einer Ecke des Schlosses eine abgerissene Mauer. Nach kurzer Zeit spukt es im Schlosse Steinort, und der dortige Graf weiß sich nicht zu raten, nicht zu helfen. Konopka meldet sich bei ihm als Teufelsbanner und erhält, nachdem ihm die Bannung gelungen, 200 Taler.

Mit dem gewonnenen Gelde verbessert Konopka seine Wirtschaft und denkt nun ruhig zu leben. Das sollte aber nicht sein. Nach einem Jahr wird überall bekanntgemacht: im Schlosse zu Berlin spuke der Teufel; es möge sich melden, wer ihn bannen könne.

Konopka, eingedenk der Warnung des Teufels, bleibt still. Doch der Graf von Steinort meldet nach Berlin, daß der Bauer Konopka aus Ogonken bei ihm den Teufel vertrieben habe, also auch dort das werde tun können. Sogleich wird Konopka nach Berlin gefordert, und ob er sich auch sträubt, er muß hin.

In Berlin angekommen, wird er sofort ins Schloß geführt und erhält den Auftrag, den Teufel zu bannen. In größter Verzweiflung bittet er um drei Tage Bedenkzeit, die ihm auch bewilligt wird. Überlegend, was zu tun, und das Herz voll Sorge, treibt Konopka sich in den Straßen Berlins umher. Da fällt ihm am dritten Tage eine alte Frau in die Augen, die ganz so aussieht wie das Weib, welches der Teufel gefahren und er verscharrt hat. »Die ists, die kann mir helfen!« sagt er sich selbst, läßt sich mit der Frau in ein Gespräch ein und fragt sie nach ihrem Namen und ihrer Wohnung. Getrosten Mutes geht er zum Schlosse und erklärt hier, daß er in der nächsten Nacht den Teufel vertreiben wolle, aber er brauche dabei die alte Frau, deren Namen und Wohnung er angibt.

Die Frau wird herbeigeholt. Konopka trinkt ihr fleißig zu, und die Mitternachtsstunde rückt heran. Als der Teufel sich polternd naht, reißt Konopka schnell die Tür auf und ruft ihm entgegen: »Da hast du dein Weib, ich habe sie nicht vergraben!« Der Teufel erschrickt, fängt an zu zittern und spricht: »Konopka, nimm sie zurück, ich werde auch von hier fortgehen und hier nie mehr spuken.« — »Mag es denn sein!« sagt Konopka, und der Teufel verschwindet.

So hatte Konopka den Teufel aus dem Berliner Schlosse vertrieben. Er erhielt sein Grundstück als schuldfreies Eigentum, auch Abgaben durfte er nicht zahlen. Der Berg aber, an welchem Konopka das alte Weib vergraben, wird seit jener Zeit der Konopka-Berg genannt.

Aus: „Das Land der tausend Seen“
Erzählungen aus Masuren.

Herausgegeben und mit Vorwort von Herbert Reinöb

Der Teufelswerder

In der Mitte des Spirdingsees liegt ein kleines Eiland, das Teufelswerder. Es besteht aus einem steilen und ziemlich hohen Berge und begreift etwa drittelhalb preußische Hufen in sich. Der Boden ist fast durchweg sandig und wird beinahe gar nicht zum Ackerbau benutzt. Den Bewohnern des gegenüberliegenden Dorfes Eckersberg zeigt es, je nachdem es näher oder entfernter scheint, die bevorstehenden Veränderungen des Wetters an. Diese Insel ist von bösen Geistern bewohnt, woher sie denn auch ihren Namen erhalten. Bald zeigen dieselben sich in Gestalt von Löwen, bald von schwarzen Hunden, bald unter anderen Formen, necken die Menschen, die in die Nähe kommen, und fügen ihnen allerlei Schaden zu. Der Geschichten, die die Umwohner des Sees und vor allen die Bienenbeutner, die ihre Beuten auf dem Werder halten und des Sturmes halber oft drei und mehr Nächte darauf festgehalten werden, hiervon zu erzählen wissen, sind unzählige. Besonders aber haben die Gespenster es auf die Fischer abgesehen, denen sie bald die Netze zerreißen, bald große Schätze zeigen, die, wenn jene sie nach langer Mühe endlich heben wollen, plötzlich verschwinden oder sich in unbrauchbare Dinge verwandeln.

Aus: „Das Land der tausend Seen“

Erzählungen aus Masuren.

Herausgegeben und mit Vorwort von Herbert Reinold

Inhalt

- 3 Interview Mit Arno Surminski. „Der lange Weg“ –
Das ganze Leid der einfachen Leute.
- 7 Die Vergangenheit saß auf der Treppe -
Von Arno Surminski
- 14 AUSSTELLUNG ZUM WARSCHAUER AUFSTAND
IN BERLIN
Zum 75. Jahrestag eröffnet eine Ausstellung des Museums
des Warschauer Aufstands in der Topografie des Terrors in
Berlin von Arkadiusz Łuba
- 18 Die alten Kirchen in Masuren sind Zeugen der vergange-
nen Geschichte Von Maria Grygo
- 21 Evangelisches Gotteshaus feiert 300-Jähriges Jubiläum
- 26 Mensguth. Rückkehr des Abendmahlkelchs.
Nach 74 Jahren wieder aufgetaucht.
- 29 ÜBER FREUDEN UND LEIDEN DER ZIGEUNER.
Edward Dębickis „Totenvogel“ von Arkadiusz Łuba
- 35 Mittwochstreffen der Masurischen Gesellschaft
am 16. OKTOBER 2019
- 36 Masurische Sagen. Konopka-Berg
- 40 Masurische Sagen. Der Teufelswerder

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18
E-mail: barbara.willan@gmail.com; www.stowarzyszeniemazurskie.pl

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,
Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.
Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
Für das Ausland:
IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Edward Dębicki mit seinem Musiktheater „Terno“ in Berlin, fot. © Arkadiusz Łuba

W
DIE
KAMPF
UM
FREIHEIT
1944

01.08.

1944

WARSCHAU
ERHEBT SICH
WARSAW RISES



01.08.1944
Polen beginnt den Aufstand in Warschau. Die Soldaten kämpfen gegen die Deutschen in der Stadt. Die Deutschen versetzen die Stadt in Brand und zerstören die Ghetto. Am 19. Oktober kapituliert die Stadt.



Der Widerstand in Warschau beginnt im Juli 1944, nur ein Woche vor dem Untergang der Sowjetunion. Die Soldaten kämpfen um die Freiheit der Stadt. Die Deutschen versetzen die Stadt in Brand und zerstören die Ghetto. Am 19. Oktober kapituliert die Stadt.

W
DIE
KAMPF
UM
FREIHEIT
1944
FOR FREEDOM



Besucher der Ausstellung „Der Warschauer Aufstand 1944“ in der Berliner Topografie des Terrors, fot. © Arkadiusz Luba